
Vom Aufstieg und Niedergang der Geisteswissenschaften

Clemens Albrecht

Die Geisteswissenschaften sind ein historisch junges Phänomen, eine Entdeckung des 19. Jahrhunderts. Natürlich gab es lange vorher die Beschäftigung mit Philosophie, Geschichte, Literatur und fremden Völkern, aber erst als diese humanistischen Kunstlehren im Fächerkanon der Universitäten eine institutionelle Form und den ständigen Austausch gefunden hatten, entwickelten sie ihre zentrale Rolle bei der Entstehung dessen, was wir heute als „moderne Welt“ bezeichnen. Während die Naturwissenschaften durch technische Anwendungen das Leben in seiner praktischen Gestalt revolutionierten, lösten die Geisteswissenschaften die ideellen Bindungen, indem sie die Welt in ihrem geschichtlich-sozialen Gewordensein erklärten.

Europäische Orientierungs- und Bildungsmacht

Diese umfassende Relativierung aller Bereiche, der sozialen Ordnungen wie der Religion, der Ästhetik wie des Rechts, machte die Menschen überhaupt erst disponibel für eine veränderte soziale Wirklichkeit, machte sie fähig, die Welt nicht mehr als eine Ordnung zu denken, die einmal gefunden werden müsse, sondern sie als ständige Aufgabe zum Entwurf einer eigenen, einer besseren Daseinsform zu begreifen. Die Fähigkeit, diese Aufgabe ergreifen und gestalten zu können, wurde dem Einzelnen durch geisteswissen-

schaftliche Bildung vermittelt. Indem die Geisteswissenschaften sich nicht als Instanz der zweckrationalen Optimierung von bestehenden Daseinsapparaten (Berufen, Bürokratien, Technologien) verstanden, konnten sie zur Bildungsmacht werden, die den modernen Menschen nach dem Ausfall der alten sozialen Autoritäten befähigte, die Entstehung der modernen Welt nicht nur als äußeren Sachzwang, sondern als sinnhafte Aufgabe zu begreifen. Weil man den Geisteswissenschaften diese Orientierungsfunktion zutraute und sich darauf verließ, dass sie gültige Antworten für die Fragen der geschichtlich-sozialen Welt finden würden, konnten sie als Bildungsinstanz die Erwartungen und Hoffnungen von Individuen und sozialen Gruppen im Hinblick auf eine offene Zukunft wissenschaftlich kontrolliert kanalisieren und damit als rationales Gegengewicht zur Eigendynamik sozialer Bewegungen wirken. Der spezifische europäische Sonderweg in die Säkularisierung und Historisierung der eigenen Lebensformen, die institutionalisierte Dauerreflexion (Helmut Schelsky) und letztlich die Fähigkeit zur Selbstrelativierung sind wesentlich auf den Aufstieg der Geisteswissenschaften zur europäischen Bildungsmacht im 19. Jahrhundert zurückzuführen.

Insofern begreift man die Rolle der Geisteswissenschaften nicht, wenn man in ihnen nur die Kompensation eines naturwissenschaftlich-technologischen Modernisierungsprozesses sieht, die nacheilende Ideologieproduktion. Sie selbst waren ein Motor dieses Prozesses, weil sie zur Reflexion auf den Anwendungsrahmen und Sinn von Technologien drangen, die alte Wirklichkeit als veraltet reflektierten und den Blick fürs Neue freimachten. Die naturwissenschaftlichen und technologischen Innovationen wurden damit nicht nur einer tradierten Gesellschaft aufgepfropft, sondern als Teil eines umfassenden, auch Ideen, soziale Strukturen und Mentalitäten integrierenden Veränderungsprozesses von historischer Dimension verstanden.

Elemente der Geisteswissenschaften

Diese Leistungen konnten sich allerdings nur in dem historisch kontingenten Gebilde „Geisteswissenschaften“ verdichten, weil sie an den Universitäten in der Humboldt-schen Reform ihre spezifische institutionelle Gestalt fanden. Die einzelnen Elemente sind oft beschrieben worden, ich fasse sie hier zusammen:

1. *Universitas*: Die Geisteswissenschaften konnten sich aus dem Horizont der berufspraktischen Kunstlehren Theologie, Jurisprudenz, Kameralistik und Philologie nur kraft einer inneren Programmatik herauslösen, die als Entdeckung der geschichtlich-sozialen Welt einen Faden quer durch alle, sich schnell ausdifferenzierenden Fächer legte. In der philosophischen Fakultät fanden sie ein institutionelles Dach, während die Studiengänge der Logik fachlicher Ausdifferenzierung folgen konnten. Entscheidend blieb deshalb der Gedanke, alle Fächer an einem Ort in einer Institution beisammenzuhalten, weil sie sich nur dann gegenseitig befruchten, beflügeln und begrenzen. Deshalb gehört die Ausbildung übergreifender Theorieströmungen, die einmal aus dem einen, dann wieder aus einem anderen Fach heraus entstanden, zur Genese der Geisteswissenschaften wie die fachliche Ausdifferenzierung. Historismus, Neukantianismus, Sozialismus, Strukturalismus, Kritische Theorie, Systemtheorie, Pragmatismus, linguistic turn, Konstruktivismus – diese Denkströmungen sicherten stets den Zeitbezug der geisteswissenschaftlichen Diskussion, vermittelten als „intellektuelle Moden“ ihre öffentliche Bildungswirkung und führten die Einzelkenntnisse der Fächer in einer gemeinsamen Sprache und Denkfigur zusammen.

2. *Autonomie*: Die Freiheit des Hochschullehrers, seine Forschungsgegenstände nach eigenen Interessen bestimmen und bearbeiten zu können, war der entscheidende

Schritt in die Autonomie der Wissenschaft als einem eigenen sozialen System. Die Außenbindungen geisteswissenschaftlicher Forschung, etwa als Auftragslage durch einen Herrscher oder anderer Funktionssysteme (Berufe, Wirtschaft), wurde minimiert und durch intrinsische, also innerwissenschaftliche Motive ersetzt. Geisteswissenschaftliche Forschung wurde zu einer ernstesten Aufgabe, die bei aller Freiheit gerade in der Spezialisierung den ganzen Menschen fordert und verpflichtet: „Und wer also nicht die Fähigkeit besitzt, sich einmal sozusagen Scheuklappen anzuziehen und sich hineinzusteigern in die Vorstellung, daß das Schicksal seiner Seele davon abhängt: ob er diese, gerade diese Konjektur an dieser Stelle dieser Handschrift richtig macht, der bleibe der Wissenschaft nur ja fern. Niemals wird er in sich das durchmachen, was man das ‚Erlebnis‘ der Wissenschaft nennen kann. Ohne diesen seltsamen, von jedem Draußenstehenden belächelten Rausch, diese Leidenschaft, dieses: ‚Jahrtausende mußten vergehen, ehe du ins Leben tratest, und andere Jahrtausende warten schweigend‘: – darauf ob dir diese Konjektur gelingt, hat einer den Beruf zur Wissenschaft nicht und tue etwas anderes. Denn nichts ist für den Menschen als Menschen etwas wert, was er nicht mit Leidenschaft tun kann“ (Max Weber). Nach außen wurde die Freiheit durch das soziale Prestige des „Gelehrten“ abgesichert, das nichts anderes bedeutet als ein Vertrauen der Gesellschaft auf den verantwortlichen Umgang mit einer privilegierten beruflichen Autonomie, deren Ergebnisse zu kontrollieren außerhalb des Horizontes der Gegenwartsgesellschaft liegt, weil sie erst in der Zukunft ihre Früchte zeigen werden.

3. *Bindung*: Die soziale Bindung, nach außen durch die Autonomie der Wissenschaft gegenüber dem gesellschaftlichen Nutzen gelöst, wurde gleichzeitig nach innen verstärkt, indem die akademische Lehre als Fortsetzung der Forschung konzipiert wurde: Universität sollte eine Lebens-

form sein, ein privilegierter Ort der freien Auseinandersetzung, in der sich die intellektuelle Leidenschaft der Professoren für den Gegenstand ihrer Forschung auf die Studenten übertrug und selbst zur Ausbildung von intellektuellen Interessen führte, die sich im Rahmen des wissenschaftlichen Ethos als zugleich kognitive wie sittliche Bildung entwickelte – rational, argumentativ, kulturbedeutsam. Geisteswissenschaftliche Lehre zieht, wenn sie gelingt, den ganzen Menschen in ihren Bann, legt das Fundament für ein „lebenslanges Lernen“ ganz jenseits der Nützlichkeit für Berufsbiographien und verknüpft die heterogenen Berufsgruppen mit einer gemeinsamen öffentlichen Diskussion. Sie bildet damit die Bedingung der Möglichkeit für den Einzelnen, bei allen sozialen Differenzierungsprozessen, bei der Unübersichtlichkeit, Heterogenität und Pluralität moderner sozialer Existenz einen kommunizierbaren und individualisierungsfähigen Sinnbezug im Leben zu halten, der ihn überhaupt erst zur arbeitsteiligen Produktion im Räderwerk moderner Gesellschaften befähigt.

Soweit die Idee der Geisteswissenschaften, wie sie im 19. Jahrhundert allmählich realisiert, ausgebaut und sozial wirksam wurde. Man halte mir nicht entgegen, es handele sich hier nur um ein Ideal, von der Wirklichkeit in Lehre und Forschung meilenweit entfernt. Sicher war sie das, aber auch nicht weiter entfernt als die Idee der Steuerung von Wissenschaft durch Anreizsysteme von der sozialen Praxis, die durch sie geschaffen wird. Entscheidend ist die Frage, warum welche Idee in der Gesellschaft Gehör findet oder als „realitätsfern“ aufgegeben wird, entscheidend ist der Legitimitätsglaube an bestimmte Vorstellungen von Wissenschaft.

Institution ohne Zukunft

Meine zentrale These lautet: Die Geisteswissenschaften haben keine Zukunft. Sie sind historisch hervorgegangen aus einer Phase der institutionellen, ideellen und sozialstrukturellen Ausdifferenzierung des Funktionssystems Wissenschaft. Gegenwärtig erleben wir eine erneute Phase der Entdifferenzierung, der Rückbindung an gesellschaftliche Interessen, die sich institutionell als Übertragung ökonomischer Steuerungsmechanismen in die Wissenschaft darstellt. Übrigbleiben werden nicht die Geisteswissenschaften als Institution, sondern einzelne Fächer, die sich zu berufspraktischen Kunstlehren ohne weiterführende intellektuelle Interessen rückbilden (Lehrerbildung, Jura) und ihren fachspezifischen Erkenntnisfortschritt als „Trivialisierungsprozeß“ (Friedrich Tenbruck) vorantreiben. Daneben hält man sich ein paar Experten für dieses oder jenes Spezialgebiet, das nach den Relevanzimpressionen momentaner Situationslogiken ausgebaut oder beschnitten wird (heute der Fundamentalismus, also fördern wir die Islamwissenschaft; morgen die Klimakatastrophe, also lenken wir die Gelder in die Öko-Soziologie um). Im Einzelnen heißt das:

1. *Universitas*: Heute wird an die Universitäten die Forderung herangetragen, sich ein „Profil“ zuzulegen. Praktisch bedeutet dies eine Fächerkonzentration, die häufig auf Kosten der Geisteswissenschaften die drittmittelstarken Fächer bevorzugt, von denen man sich eine direkte Umsetzung ihrer Erkenntnisse in ökonomische Wertschöpfung erhofft (Biowissenschaften). Selbst wo diese Umschichtung, die in den letzten Jahren an allen Universitäten die Strategiekommissionen beschäftigt hat, innerhalb der Natur- oder Geisteswissenschaften verläuft, betrifft sie doch häufig die kleinen „Orchideenfächer“, konzentriert also die personellen Kapazitäten auf be-

stimmte Schwerpunkte (Lehrerbildung, Technikbegleitung, Globalisierungsforschung etc.). Verschärfend kommt hinzu, dass die kleinen Fächer in den neuen konsekutiven Studiengängen nicht die Kapazitäten für einen eigenen Studiengang haben und die Magister-Nebenfächer fortgefallen sind. Sie können institutionell nur überleben, indem sie sich als Zulieferer an hybriden Studiengängen beteiligen (die allüberall entstehenden „kulturwissenschaftlichen“ BA/MA Studiengänge), was zum Schisma zwischen fachlicher Identität, Nachwuchsrekrutierung und der Lehre führt, weil die wissenschaftlichen Fachgesellschaften nach wie vor die Karrieremuster bestimmen. Überall leidet also die Universitas, es schwindet die Substanz der Geisteswissenschaften, und die Interdisziplinarität, die als Substitut verordnet wird, ist ein schwacher Ersatz, weil sie nicht durch die kollegiale Verpflichtung innerhalb der Institution vor Ort gestützt wird. Interdisziplinarität reduziert sich unter diesen Bedingungen auf die Koordination von Forschungsanträgen.

2. *Autonomie*: Während früher die Freiheit des Wissenschaftlers in der autonomen Wahl seines Gegenstandes bestand, dominieren heute die sozialen Zwänge der Forschungsprogramme, Drittmittelverbünde, Graduiertenkollegs und Exzellenzcluster. Helmut Schelsky nannte das den Arbeits- und Betriebscharakter der modernen Wissenschaft. Damit entsteht ein neuer Typus in der Wissenschaft, der außergeleitete Charakter, der sich immer beweglich an die jeweils dominierenden Interessen anhängt, auf die Ausschreibung von Forschungsprogrammen reagiert und sich in die Anträge von Kollegen einbinden lässt, die er selbst nie initiiert hätte. Intrinsische Motivation, Beharren auf den eigenen Interessen, wird in dieser Forschung dysfunktional. Dem außergeleiteten Typ, dem Wissenschaftsmanager aus Karrieregründen, entzieht die Gesellschaft zu Recht das Vertrauen, die innerwissenschaftliche

Kontrolle der Reputation wird ersetzt durch neue, formalisierte Formen der sozialen Kontrolle, durch Evaluation und Qualitätssicherung, die sich als bürokratische Apparate wiederum verselbständigen. Die „Autonomie“, die die Institution Universität gegenüber den Ministerien erhalten hat, wird doppelt eingeschränkt durch ein dichtes Netz an sozialer Kontrolle, mit dem ausgelagerte Institutionen (Akkreditierungsagenturen, Evaluations- und Qualitätssicherungsorganisationen) die Wissenschaft überziehen. Beantwortet wird die Kontrolle durch einen klugen Umgang mit ihren Mechanismen, durch potemkinsche Fassaden und durch Gegenstrategien. So wie Vertrauen Verantwortung erzeugt, so gebiert strukturelles Mißtrauen Korruption. Deshalb ist heute die Stunde der Ethik-Kommissionen und Gerichte angebrochen. Spannend zu beobachten, wie lange unsere Gesellschaft ihre Innovationsdynamik ohne die weit ausgreifende, weil phantasie-, nicht interessen-gebundene Motivstruktur zur Forschung noch durchhält, während die extrinsischen Anreize auf Dauer nur das duplizieren und ausdifferenzieren, was ohnehin im Gespräch ist: der Drittmittelfolgeantrag als geistige Struktur. Auf der Seite der Studierenden aber wird die intellektuelle Autonomie durch „berufspraktische Anforderungen“ beseitigt, was meist zu einer strukturellen Verspätung der Kompetenzen führt: Bis die „berufsbezogenen Qualifikationen“ in die universitären Curricula eingewandert und in einem Ausbildungsjahrgang realisiert sind, werden in einer sich technologisch und sozial rasant entwickelnden Wirtschaft längst andere Qualifikationen verlangt.

3. *Bindung*: Die neuen Bachelor- und Master-Studiengänge führen zu einer weitreichenden Entkoppelung von Lehre und Forschung, weil sie in den Modulhandbüchern eine detaillierte Festschreibung der Lehre auf lange Zeit fordern. Diese inhaltliche Festschreibung führt dazu, dass Dozenten ihre Forschungsinteressen nicht mehr kurzfris-

tig in Lehre umsetzen können, Studierende durch vollgeschriebene Stundenpläne, ausgeschöpften workload, ihren intellektuellen Interessen nicht mehr nachgehen können. Die Verschulung, also die regelmäßige Wiederholung eines festgelegten Stoffes, führt zu einer Verschlechterung der Lehre, die dann wiederum durch didaktische Aufrüstung und Dauerkontrolle kompensiert werden muss. Auf beiden Seiten wird also die intrinsische Motivation zur Wissenschaft abgebaut und durch soziale Kontrolle (Prüfung und Lehrevaluation) ersetzt. Wo dagegen die Lehre im kontinuierlichen und personalen Austausch stattfindet, ist weder Prüfung noch Evaluation erforderlich, Forderung und Förderung geben sich die Hand.

Gemeinschaften des Widerstands

In der Summe zeigt sich, dass die gegenwärtige Entwicklung an den Universitäten durch Zerschlagung der Universitas, Entdifferenzierung der Wissenschaft und Formalisierung der sozialen Bindung das Ende des Zeitalters der Geisteswissenschaften einläutet. Die Barbaren vor den Toren der Wissenschaft sind keine Germanen mit Bärenfell und Keule, sondern die grauen Damen und Herren mit ihren Evaluationsbögen, new public management-Konzepten und teaching points. Sie leiten durch ihre technokratischen Einheitskonzepte und den institutionalisierten internationalen Vergleich (d. h. die Anpassung an das, was andere auch machen) eine Phase der sozialen Entdifferenzierung ein, von der wir noch nicht wissen, wann sie zu Ende sein wird. Ähnlich wie die geistigen Errungenschaften der Antike in der wirren Zeit nach dem Untergang des Römischen Reiches in kleinen Mönchsgemeinschaften überlebt haben, müssen wir heute innerhalb und außerhalb der Universitäten wieder Gemeinschaften bilden, die das Reflexions-

niveau der Geisteswissenschaften erhalten. Aus ihnen kann eine neue Möglichkeit zur Verbesserung des Lebens erwachen, sollten die Barbarenstürme aus Fundamentalismus und Bildungstechnokratie vorübergegangen sein. Diese Gemeinschaften müssen einem strengen Ethos der Wissenschaft verpflichtet sein, um das Erbe der Geisteswissenschaften gegen die übermächtige Wirklichkeit aus sozialer Anpassung, Nützlichkeits- und Verwertungsdruck zu behaupten. Dieses Ethos könnte in folgendem Katechismus seinen ersten Ausdruck finden:

1. Diene der Wissenschaft, nicht ihrem Marketing!
2. Betrachte die Wissenschaft als Lebensform, nicht als Job!
3. Folge deinem Interesse, nicht den Ausschreibungen!
4. Erforsche Themen, nicht Projekte!
5. Arbeite an Deinem Buch, nicht an verschiedenen Publikationen!
6. Werde klassisch, nicht exzellent!
7. Lasse Dich rezensieren, nicht evaluieren!
8. Sichere Qualität, nicht Qualitätssicherung!
9. Lehre Inhalte, nicht Kompetenzen!
10. Bilde Schüler aus, nicht Nachwuchs!

Ceterum censeo, CHE esse delendum.